

Cyrano de Bergerac.

Roman von Jules Verne.

(19. Fortsetzung.)

„Bewilligt,“ erwiderte der Kardinal, „sofern die Königin noch nicht über die Hand des jungen Mädchens verfügt hat. Aber... Sie sind nicht reich.“

„Ich besitze nur ein kleines Gut in der Gascogne, das ich von meinem Vater ererbt habe, doch Frau von Penthalais will zur Aussteuer ihrer Nichte beitragen, und wir werden genug besitzen, um auf bescheidenem Fuße leben zu können.“

„Das ist alles?“ fragte Richelieu.

„Ihre Güte, Monseigneur, ermuntert mich, Eure Eminenz noch um einen weiteren Dienst zu bitten.“

„Sprechen Sie,“ erwiderte der Kardinal eifrig.

„Nun denn, Monseigneur, es giebt auf der Welt ein Wesen, das mir das Leben verbannt, über das ich mich nicht wackerlicher Furchtlichkeit gewandt habe, und das der Zufall seiner Gewalt beständig Gefahren aussetzt.“

„Das Gesicht des Ministers verführte sich, eine tiefe Falte zeigte sich auf seiner breiten Stirn. Cyrano bemerkte es und schweig.

„Nehmen Sie fort,“ sagte Richelieu in kaltem Tone.

„Dieses Kind,“ fuhr der junge Mann fort, „dem vielleicht das schrecklichste Schicksal bestimmt ist, liebe ich von ganzem Herzen, gerade wegen der Gefahren, die ich feinstenwegen befanden habe. Gestatten Sie mir, Monseigneur, mich ganz seiner Rettung, mich ganz seinem Glück zu weihen. Ich werde ihn als meinen Sohn erziehen, und so Gott will einen braven Edelmann und guten Franzosen aus ihm machen. Unbekannt fern von Paris, soll ihm seine Geburt in diesem herrlichen Lande keine Sorgen mehr bereiten.“

„Was Sie da von mir verlangen, ist sehr ernst, Herr Cyrano, und Sie sind noch sehr jung, um solche Vormundschaft zu übernehmen.“

„Eure Eminenz werden wenigstens anerkennen, daß die Bitte, die ich inständigst wiederhole, eine uneigennützigste ist.“

„Ja,“ erwiderte Richelieu, „und ich weiß Ihre Ergebenheit zu schätzen, doch es muß Ihnen stets vor Augen stehen, wessen Sohn dieses Kind ist, denn weder Sie, noch ich wissen, welches Schicksal ihm vorbehalten ist.“

„Monseigneur willigen also ein?“

„Ja,“ versetzte der Minister, „es ist besser für ihn, daß er ein friedliches, unbekanntes Leben führt. Doch seine Erziehung darf nicht Ihnen zur Last fallen, und ich werde dementsprechende Maßnahmen treffen.“

„Cyrano verneigte sich schweigend. Sie kennen zweifellos seinen Aufenthalt?“

„Ja, Monseigneur, Frau von Ardanon wohnt über ihn in einem Dorfe in der Umgegend von Arras.“

„Aha,“ rief Richelieu, „das erklärt mir die plötzliche Abreise dieses großen Freundes des Herrn von Cinq-Mars, der sich wirklich um gar zu viele Dinge kümmer.“

„Eure Eminenz sprechen von dem Edelmann, den der Vater Joseph beauftragt hatte, meine Schritte zu überwachen?“

„Ganz recht!“

„Ich habe gehört,“ fuhr der Gasconer fort, „er wäre in einem Duell ums Leben gekommen.“

„Die gerechte Strafe für die, die den Gefegten zuwiderhandeln, Herr Cyrano.“

Der junge Mann zuckte nicht mit der Wimper, und der Kardinal fuhr fort: „Sie haben, wie man mir erzählt hat, eine eigenthümliche Reizung, schnell das Schwert zu ziehen.“

„Monseigneur, ich darf wohl zu behaupten wagen, daß ich mich seiner nur bedient habe, um Schwache zu schützen oder mein Leben zu verteidigen.“

„Ich will Ihnen glauben, doch es wäre mir angenehm, wenn Sie die Gelegenheit zu weiteren Handlungen verweigern wollten.“

„Ich werde mir Ihre Worte als Rückscham dienen lassen, Monseigneur.“

„Gut, nehmen Sie dieses Papier,“ fuhr der Minister fort, nachdem er einige Worte geschrieben; „es enthält den Befehl zur Einstellung jeder Verfolgung gegen den jungen Raoul von Luce. Wenn Sie seinen Aufenthaltsort kennen, benachrichtigen Sie ihn; das soll Ihr höchstpersönliches sein. Morgen werde ich mit der Königin über Ihre Beirath sprechen. Sobald Sie beschloffen ist, werden Sie sich von mir verabschieden.“

Bei den letzten Worten erhob sich der Minister, und Cyrano, der wohl einfaß, daß die Audienz beendet war, verließ das Kabinett mit freudigem Herzen, nachdem er sich tief verneigt.

Als Richelieu allein war, blieb er einige Augenblicke in Nachdenken versunken; dann setzte er sich an seinen Tisch, ergriff ein Blatt Papier und begann schnell einen Brief zu schreiben, den er sodann sorgfältig mit seinem Siegel verließ.

Als dies geschehen war, klingelte er und reichte, ohne ein Wort zu sprechen, dem Thürhüter das Schreiben.

„Jetzt zu uns beiden, Vater Joseph,“ murmelte er, als die Thür sich wieder geschlossen hatte.

Der Brief, den der Kardinal an die graue Eminenz geschickt, ist uns von der Geschichte aufbewahrt worden; er war in so liebevollen Ausdrücken abgefaßt, daß der Vater Joseph keinen Verdacht schöpfen konnte und lautete folgendermaßen:

„Nachdem ich vier- bis fünfmal nach Paris geschickt, um mich nach Ihrer Gesundheit zu erkundigen, veranlaßt mich der Wunsch, näheres zu erfahren, Ihnen noch einen neuen Brief zugehen zu lassen.“

„Wenn Sie meinem Rathe glauben wollen, so werden Sie die Klöster, in die Sie sich zurückziehen, verlassen und hierher kommen, wo Sie sich besser und schneller erholen werden. Wenn Sie in diesem Falle meinem Rathe folgen, so werde ich Ihnen meinen Vagabund schiden, der Sie sanfter und bequemer hierherbringen wird, und in dem ich auf das Vergnügen hoffe, Sie zu sehen, oder doch wenigstens Nachrichten von Ihnen zu erhalten, wie ich sie wünsche, versichere ich Sie, daß ich mehr als je bin.“

Ihr ergebener Kardinal von Richelieu.

Der Brief traf den Vater Joseph in dem Kloster der Rue Saint-Honore, wo er eben angelangt war, nachdem er Picpus verlassen hatte. Er beehrte sich, dem Vater Ange, seinem Beirathgeber und Vertrauten davon Mittheilung zu machen.

„Gehen Sie nicht hin,“ rief der Mönch.

„Und weshalb nicht?“

„Fürchten Sie nicht, daß die Papiere, die man Fontailles und seinen Gefährten gestohlen hat, in den Händen des Kardinals sind?“

„Ich gestehe,“ erwiderte der Kapuziner, „daß dieser Verlust mich beunruhigt, und daß ich viel darum geben würde, wieder in ihren Besitz zu kommen; doch ich glaube nicht, daß sie Richelieu hat stehlen lassen. Meiner Ansicht nach ist das ein gewöhnlicher Streich von Wegelagerern, die das Geld gestohlen und in diesen Papieren Banknoten zu finden geglaubt hatten. Als sie sich dann von ihrem Inhalt überzeugt, haben sie sie in einen Winkel geworfen.“

„Doch die Flucht des Fräulein von Luce?“

„Ja, das quält mich mehr. Nicht, daß es mir sehr nützlich wäre, ob diese Närrin im Kloster ist oder nicht, aber ich sehe in diesem Handreich das Wert eines sehr gefährlichen Mannes, den nichts zurückhält, und der alle meine Pläne durchkreuzt.“

„Dieser junge Mensch,“ fuhr der Vater Joseph fort, „hat alle Eigenschaften der großen Abenteurer, ohne ihre Lasten zu besitzen. Er wird es noch weit bringen, wenn ihn nicht irgend ein Unfall auf diesem Wege aufhält. Ich hatte dem Kardinal gerathen, sich seiner zu entledigen, und er hat nicht auf mich gehört; deshalb habe ich nach meinem Kopfe verhandelt, doch es war zu spät, vieler verdammte Gasconer war bereits gewarnt. Er ist allen Fällen auszuweichen und hat alles durchkreuzt, was ich versuche. Kurz, es herrscht ein Kampf zwischen ihm und mir; doch ich fürchte, mein lieber Vater, ich bin zu krank, um das Ende desselben abzuwarten zu können.“

„Sprechen Sie nicht so,“ versetzte der Vater Ange, „Sie werden sich diesmal wieder ebenso erholen, wie im vorigen Jahre. Doch selbst angenommen, daß der Kardinal seine schlechten Absichten hat, indem er Sie nach Ruell beruft, so werden Sie sich dort um Geschäfte kümmern müssen, und Sie sollten jetzt nur an ihre Gesundheit denken.“

„Ganz recht,“ versetzte der Kapuziner, „ich glaube nicht, daß seine Eminenz so lebhaftes Interesse an meiner Gesundheit nimmt, doch ich denke, daß er meiner in wichtigen Geschäften bedarf. Uebrigens quält mich die Ungeheuerlichkeit, und ich wäre nicht böse, wenn ich erfahren könnte, ob meine Befürchtungen unbegründet sind. Ich werde deshalb den Wagen des Cardinals benutzen, doch befürchte ich Sie nichts, theurer Vater, meine Unwissenheit wird nicht von langer Dauer sein. Uebrigens werden Sie mich begleiten, denn ich fühle mich so schwach, daß ich Ihres ständigen Beistandes wohl bedürftig bin.“

„Amen,“ erwiderte der Vater Ange. In der That holte der Wagen des Cardinals am nächsten Tage, den 14. November, die beiden Mönche ab, um sie nach dem Landhause des Cardinals nach Ruell zu bringen. Der Kardinal empfing sie in liebenswürdigster Weise, und nachdem er sich nach dem Gesundheitszustande des Vater Joseph erkundigt, empfahl er ihm, tüchtig auszurufen, weil er den Wunsch hegte, er möchte am nächsten Tage einer Konferenz beiwohnen, die er mit dem Cardinal Richelieu haben würde.

„Sie sehen,“ sagte Vater Ange zu ihm, „als sie sich in dem für die graue Eminenz bestimmter Gemache befanden, kamen sie Sie angelangt, und er überhäuft Sie schon mit Arbeit.“

„Was wollen Sie?“ versetzte der Kapuziner, „ich wachte es ja, er kann ohne mich nicht fertig werden, und Sie haben Unrecht, wegen dieser Reise zu erschrecken.“

Der Vater Ange schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie,“ erwiderte der Vater Joseph mit einer schwachen Lächelung, „daß die ungeheure Entfremdung des Mönchs verrieth, er bedarf meiner zu sehr, als daß ich irgend etwas von ihm zu befürchten hätte.“

„Das wolle Gott, mein Bruder!“ sagte der Vater Ange.

Am nächsten Tage fand in der That die angekündigte Konferenz zwischen den beiden Cardinals und der grauen Eminenz statt. Es handelte sich um eine sehr delicate Frage: man wollte nämlich für Frankreich den Hafen von Civita Vecchia gewinnen, um in Falle eines Conclaves einen entscheidenden Einfluß im Cardinalcollegium durchzusetzen und den Plänen der spanischen und deutschen Cardinals, das Gegenwärtige halten zu können.

Der Vater Joseph, der diese Frage seit langer Zeit verfolgte, und sogar in dieser Angelegenheit mit dem Cardinal Sant Onofrio, dem Bruder des Papstes und Protector seines Ordens, conferirt hatte, entfaltete in der Discussion eine Geistesgegenwart, eine Stärke der Dialectik, die Richelieu die Ueberrumpfung beibrachte, daß er im Grunde genommen doch weniger trant war, als er scheinen wollte. Während der Premierminister die seltenen Vorzüge des Mönchs bewunderte, dessen maßlosen Ehrgeiz er kannte, sah er ein, daß der Vater Joseph doch mehr für den Cardinalshut, als für Frankreich arbeitete, ja, sogar seine Blicke auf den päpstlichen Stuhl richtete.

Der Vater Joseph hatte in dem Cardinal Becht einen würdigen Gegner gefunden; er war der Typus der Diplomaten des heiligen Stuhles, fein, salbungsvoll, schlau; er fand stets Gegenstände und zwar in dem Augenblick, da man ihn zu überzeugen geglaubt hatte. Die Konferenz ging zu Ende, ohne daß etwas entschieden worden wäre, und Richelieu begleitete den Cardinal Richelieu bis zur Thür seines Cabinets. Nachdem er dieselbe dann sorgsam geschlossen und sich überzeugt, daß Niemand lauschen konnte, nahm er wieder neben dem Franciscaner Platz.

„Mein Glückwunsch,“ sagte er zum Vater Joseph mit ironischem Lächeln, „ich sehe, die Krankheit hat die Schärfe Ihres Verstandes in keiner Weise beeinträchtigt.“

„Dennoch,“ versetzte der Mönch, „fühle ich, daß ich nicht mehr der bin, der ich früher war.“

„Was sagen Sie da, Vater Joseph? Nie ist Ihr Geist schärfer gewesen, als eben: Sie betheiligten sich mit einem Feuer an der Discussion, daß ich glaubte, dieselbe ginge Sie persönlich an.“

„Nichts läßt mich gleichgültig, was den Staat anbelangt.“

„Gewiß,“ versetzte Richelieu, „doch aus Ihren Schriften, die Sie bei dem Marschall d'Estrees unternommen haben, sowie aus Ihrem ganzen Verhalten, würde jeder andere als ich schließen, Sie wollten Papst werden.“

„Leider wissen Eure Eminenz,“ fuhr der Franciscaner fort, „wissen nur zu gut, daß meine schwache Gesundheit mir einen solchen Ehrgeiz verbieten würde, und hätte ich wirklich den Purpur gewünscht, so geschähe das nur, auf daß der Glanz desselben auf meinen Orden zurückfiele.“

„Damit ich das glauben soll,“ versetzte der Cardinal, sich erhebend, „mühte ich nicht von den Intriquen des Vater Couffin, des Beirathgebers des Königs, unterrichtet sein, der nichts anderes begehrt, als Sie in meine Stelle hineinzubringen; ich mühte Ihr Einverständnis mit dem Großkammerherrn, seinem Freunde von Fontailles und gewissen Agenten des spanischen Hofes nicht kennen.“

„Eure Eminenz hat also dem Vorzimmergeschwätz Glauben geschenkt?“ fragte der Mönch mit verächtlicher Miene.

Richelieu eilte an den Tisch, ergriff die Papiere und legte sie dem Vater Joseph vor Augen, welcher erblachte.

„Und dieser Brief, diese von Ihrer eigenen Hand geschriebenen Instruktionen, ist das alles auch nur Geschwätz, Vater Joseph? Dieses Billet an Ihre reizende Nichte, Fräulein von Lafayette, den König zu bestimmen, daß er Ihren Vetter Fouquieres nach Madrid schickt, ist das auch nur Gerede? Und diese Note an Herrn von Cinq Mars, er möge Freunde für Ihre Ernennung zum Cardinal in Spanien interessieren, ist das etwa Lüge? Und ist die günstige Antwort des Herzogs von Olivarez erfunden?“

Der Franciscaner hatte sich erhoben und rief jetzt trohig:

„Nun, und was weiter? habe ich nicht das Recht dazu, meine Politik zu verfolgen, so wie Sie die Ihre? Sie wollen den Krieg, die Unterdrückung des Hauses Oesterreich, einen gemäßigten Adel... ich will den Frieden, das Einverständnis zwischen zwei Herrscherhäusern, Frankreich und Spanien, die bereits Bande des Blutes vereinigen; auch will ich die Erhebung dieses Adels, der die trüffigste Stütze des Staates ist und sein wird. Sie träumen und hoffen eine Unabhängigkeit der Kirche Frankreichs; ich will sie dem heiligen Vater unterwerfen, dem Herrn der Könige und der Völker.“

„Unter der Bedingung,“ unterbrach Richelieu, „daß der regierende Papst der Vater Joseph ist. Um dazu zu gelangen, muß man um jeden Preis Cardinal werden, selbst um den Preis eines Bündnisses mit den Feinden seines Landes; man muß den Mann zu Grunde richten, der Sie, Vater Joseph,

erben hat; man muß in die Hand greifen, die sich nach Ihnen ausgestreckt, und dem die Thür verschließen, die sie Ihnen geöffnet hat. Man muß Lüge auf Lüge häufen, Treubruch auf Treubruch, Verrath auf Verrath, um auf diese Weise zum Stuhle des heiligen Vaters hinaufzusteigen. Sie haben nicht bedacht, Joseph, daß ich Sie in Ihren verbrecherischen Plänen aufhalten würde.“

„Die Verschwörung war gut erfunden; ich erkenne den erfindenden Geist der Mönche in dieser schönen Combination, in der Sie nur Gott vergessen haben, der sich Ihrer Geschicklichkeit bedient hat, um sich gegen Sie selbst zu wenden. Hätten Sie nicht versucht, den jungen Cyrano von Bergerac ermorden zu lassen, hätten Sie seine Braut nicht in das Kloster der Schwestern von Sainte-Marie gebracht, so hätte dieser währende Gasconer nicht die Arme verlassen, um sie zu befreien; er hätte nicht den Reifemagen dieser Intrigue anziehen und wäre nicht auf den Gedanken gekommen, sich ihrer Papiere zu bemächtigen.“

Der Vater Joseph hatte diese lange Rede schweigend mit angehört, sein Gesicht nahm nach und nach eine gelbliche Färbung an; seine blutunterlaufenen Augen verließen nicht mehr den Blick des Cardinals, der ihn förmlich magnetisirte.

„Es giebt Handlungen, die von jeder Dankbarkeit entbunden,“ erwiderte er mit dumpfer Stimme. „Von dem Tage ab, wo Sie in Rom gegen meine Ernennung arbeiteten, habe ich in Ihnen einen Feind gesehen und dementsprechend gehandelt.“

„Das heißt, als Verräther,“ unterbrach Richelieu. „Es giebt Gefangene in den Kerlern der Bastille, die nie das Licht der Sonne sehen werden und die keine Verbrechen gegen den Staat begangen haben, die sich mit den Thieren vergleichen lassen; Sie sollen ihr Schicksal theilen.“

„Das werden Sie nicht wagen,“ versetzte der Mönch, „ich kenne zu viele Ihrer Geheimnisse.“

„Sie kennen nur eins, Joseph, nämlich, daß ich das, was ich gethan, für die Ruhe des Staates gethan habe. Doch hören Sie mich wohl an; sollten sich je Ihre Lippen öffnen, um ein Wort entlocken zu lassen, so würde ich Sie damit Ihr Todesurtheil, sowie das Ihrer Vertrauten sprechen.“

„Das wollen wir sehen,“ rief der Vater Joseph mit drohenden Worten, „ja, ich werde sprechen, ja die Welt soll erfahren, was Sie gewesen sind, der Sie sich unterfangen haben, das königliche Blut zu unterdrücken.“

„Werden Sie auch sagen,“ entgegnete der Cardinal, „daß, wenn dieses kostbare Blut nicht vergossen worden ist, man das nur dem Mutte Cyranos verdankt, der die von Ihnen ausgesandten Mörder beseitigt hat?“

„Eben,“ rief der Mönch außer sich, „ich verfluche...“

Plötzlich nahm sein gelbliches Gesicht eine grünliche Färbung an, die Augen drehten sich in ihren Höhlen, und er stürzte wie eine schwerfällige Masse zu Boden.

Der Cardinal hob ihn nicht ohne Mühe auf und setzte ihn in einen Sessel; doch leblos fiel der Kopf des Mönches auf die Brust zurück. Richelieu klingelte.

„Schnell einen Arzt!“ befahl er in gebieterischem Tone, „der ehrwürdige Vater hat eben einen Anfall gehabt.“

Der Diener eilte von dannen und brachte einige Augenblicke später in Begleitung zweier Ärzte zurück. Man brachte den Kranken auf sein Zimmer und legte ihn auf das Bett, ohne daß er zum Bewußtsein gekommen wäre.

Der Vater Ange hielt sich, als der erste Augenblick der Besirzung vorüber war, am Bette auf, während die beiden Ärzte mit allen möglichen Mitteln versuchten, den Kranken seiner Regungslosigkeit zu entreißen. Es gelang ihnen schließlich, doch eine ganze Seite des Körpers war gelähmt, und die Sprache war dem Vater nicht zurückgekehrt. Der Vater Ange benutzte diesen Augenblick, um dem Sterbenden seinen geistigen Beistand zu leihen und sagte:

„Denken Sie nur noch an Gott, dem Sie Rechenschaft für Ihre Handlungen ablegen müssen.“

In diesem Augenblick trat Richelieu in das Zimmer. Die Augen des Vater Joseph bestanden sich mit Entsetzen auf die des Cardinals, und er starrte zweimal:

„Rechenschaft geben, Rechenschaft geben...“

Diese Wiederkehr der Sprache überraschte die beiden Ärzte, welche glaubten, der Franziskaner würde Dank seiner starken Natur auch diesen zweiten Anfall überwinden. Sie liehen ihm auf's Neue zur Über, doch nach kurzer Zeit verfiel auch der andere Theil des Körpers in Lähmung, und am 18. Dezember des Jahres 1638 verschied der Vater Joseph in der ersten Morgenstunde. Der Cardinal ließ den Mann, der so lange seine rechte Hand gewesen war, ein prächtiges Begräbniß zu theil werden. Der Vorfall erregte einige Tage großes Aufsehen; die einen rühmten die Treue Richelieus, dem Anbenden seines alten Freundes gegenüber, die anderen klagten ihn an, er habe ihn nach Ruell bringen lassen, um ihn zu vergiften, und dieses Gerücht, das von der Partei des Großkammerherrn verbreitet wurde, fand einigen Glauben. Mit dem neuen Jahre 1639 erfolgte auch die Erinnerung an den Vater Joseph, und er verankert in das Meer der Vergessenheit.

Dritter Theil.

1. Capitel.

Der Ober fließt fast parallel in die Loire von Bercy bis Cinq-Mars-Lafayette, wo die beiden Wasserläufe sich vereinigen und eine lange Halbinsel bilden, hinter der sich die Stadt Tours erstreckt.

Die Hügel, welche sich am linken Ufer erheben, sind reich an Wäldern und Weinbergen und bilden einen starken Gegenatz zu der Ebene des entgegengesetzten Ufers; deshalb sind auch die Schloffer, Besitzungen, Pachtböden in überreicher Fülle in dieser von Natur so glänzlich begabten Gegend vorhanden. Eine dieser Besitzungen, die einen ziemlich bescheidenen Eindruck machte und unter dem Namen die Giraudiere bekannt war, wurde im Jahre des Heils 1654 von zwei geheimnißvollen Personen ausgebeutet, von denen man nichts weiter wußte, als daß sie etwa vor zwei Jahren mit recht magerem Gepäck von Tours gekommen waren; sich nach einer zu verpackenden Besingung erkundigt und ihre Wahl schließlich auf die Giraudiere geworfen hatten. Der Besitzer, ein Landjunker von Montbazou, der glücklicherweise seine Güter zu verpacken, hatte sich hinsichtlich der Bedingungen entgegenkommend gezeigt und ihnen auch das Jagdrecht im Walde von Larcay zugethan.

Wenige Tage darauf hatten sich ein Mann und eine Frau, die man ihrem Kostüm nach für Diener hielt, ihnen angeschlossen. Der Mann behaute die Felle, während die Frau sich mit der Wirtschaft und dem Hühnerhofe beschäftigte.

Der ältere der beiden Edelleute machte manchmal kleine Reisen nach Paris und als er von einer derselben zurückkehrte, suchte er den Besitzer des Gutes, das sie bewohnten, auf, und erwarb es von ihm nach einigen Verhandlungen für die Summe von achtzehntausend Francs, welche bei einem Notar in Tours baar ausgezahlt wurden. Von diesem Augenblicke an bezeichnete man die beiden Edelleute unter dem Namen: die Herren von Giraudiere. Man erfuhr nun, daß der jüngere den Namen Henri trug, während der ältere Sabonin hieß. Was alles übrige anbetraf, so blieb der Notar, indem er auf das Berufsgeheimniß hinwies, in seiner Verschwiegenheit unerschütterlich.

Der scharfsinnige Leser hat gewiß schon errathen, daß die neuen Besitzer von Giraudiere niemand anders waren als Cyrano von Bergerac und das königliche Kind, das er gerettet, während ihre Diener, Jolivet, der der glückliche Gatte seiner Landsmännin Petronella geworden, und seine Frau waren.

Ein tiefes Leid hatte das Leben Cyranos verüßert. Nach vierzehn Jahren eines ungetrübten Glückes war ihm Diane von Luce von einer plötzlichen Krankheit geraubt worden, und sein Schwager Raoul war beim Angriff auf die Porte-Saint-Antoine, während er mit den Truppen Condés kämpfte, gefallen. Die ganze Furchtsamkeit Cyranos hatte sich nun auf das Kind übertragen und mit einer Gebuld, deren er sich nicht für fähig gehalten, hatte er die Erziehung und den Unterricht des Kleinen begonnen.

Der Tod Dianas de Luce hat ihm den Aufenthalt auf seinem kleinen Schlosse in der Umgegend von Bergerac unträglich gemacht. Jedes Stück, jeder Gegenstand, der ihn an sein entwandenes Glück erinnerte, erneute seinen Schmerz. Er beschloß deshalb, die Gegend zu verlassen und nach der Touraine überzusiedeln. Er war dann mehr in der Nähe von Paris, wohin ihn seine literarischen Arbeiten häufig riefen, die mehr als ein Zeitvertreib für ihn geworden waren. Jolivet, der in seinem Herzen Bauer geliebt war, hatte es übernommen, den Verth des Gutes mit Hilfe einiger Tagelöhner zu vermehren. Dieser kleine Zuspruch kam Cyrano sehr zu statten, der seit dem Tode Richelieus die Pension nicht mehr ausgezahlt erhielt, die ihm der Cardinal für die Erziehung seines Schützlings ausgesetzt hatte. Dieser, den das Leben in der frischen Luft vorzeitig entwidelt, hatte sein sechszehntes Jahr erreicht, es schien aber um zwei bis drei Jahre älter, als er war.

Da er ein leidenschaftliches Temperament besaß, so kümmerte er sich nicht viel um die Studien, obwohl seine Auffassungsgabe lebhaft und sein Gedächtniß ganz wunderbar war. Seine Zuneigung für Cyrano allein verbinde ihn, Bücher und Hefte zum Lesen zu werfen, durch die Wälder und Ebenen zu laufen und irgend ein Wildpret zu verfolgen. Nur zum Rechenschaft über er stets bereit, und unter einem Lehrer, wie Cyrano es war, mochte er so schnelle Fortschritte, daß er schon jetzt ein bedeutender Schütze zu nennen war.

Der Frühling ging zu Ende, der Juni brachte die ersten Rosen, und Cyrano war gerade von einer kleinen Reise von Paris zurückgekehrt. Da er den lebhaften Wunsch hegte, den wilden Jungen zu läbnigen, der sich nur in den Wäldern gefiel, so reichte er ihm, als er fortgehen wollte, einen Band Gedichte, die er mit andern aus Paris mitgebracht hatte. Henri stieß das Buch in die Tasche seines Beinkleides, verließ seiner Gewohnheit gemäß die geübten Wege und wandte sich der Tiefe des Gehölzes zu. Dort ließ der junge Mann sich an einer Stelle ins Gras fallen, wo es ihm dichter als anderswo zu wachsen schien, dann zog er mechanisch das Buch aus der Tasche, und blättert zerstreut darin herum. Es waren die Werke Claudes von Malleville, eines Dichters, den Cy-

rano genau gekannt, der vor wenigen Jahren gestorben war und dessen zerstreute Poesien ein Freund gesammelt und herausgegeben hatte. Nachdem er eine Zeitlang in dem Buche gelesen, erhob er das Haupt und blieb wie versteinert vor der herrlichsten Erscheinung stehen, die er je zu träumen gewagt. Ein junges Mädchen, dessen blondes, von der Sonne vergoldetes Haar ein frisches von dunkelblauen Augen verklärtes Gesicht umflatterte, stand unbeweglich vor ihm. Da Henri sich schämte, in dieser Stellung überfallen worden zu sein, so erhob er sich schnell und nahm seinen Hut ab.

„Verzeihung, mein Herr,“ sprach eine melodische Stimme. „Verzeihung, wenn ich Sie in ihrer Lectüre unterbreche; doch ich glaube, ich habe mich im Walde verirrt.“

„Nicht vor Verlegenheit, versetzte der junge Mann lüchlich: „Nach welcher Seite wollen Sie gehen, mein Fräulein?“

„Ich will zu meinem Vater, nach dem Schlosse Rantilly.“

„Ist das nicht in der Gegend des Jurefflusses?“

„Ganz recht, mein Herr, nicht weit von dem Gehölz von Courieres.“

„Ich bin nie bis dorthin gegangen, doch Sie sind von Ihrem Schlosse über eine Meile entfernt.“

„Das erschreckt mich nicht, wenn ich nur meinen Weg wiederfinden könnte.“

„Nun, mein Fräulein, ich werde die Ehre haben, ihn Ihnen zu zeigen.“

„Es thut mir wirklich leid, daß ich Ihnen die Störung verurursachen muß.“

Man schied sich zum Gehen an, und das junge Mädchen, welches die Klumme der Umarmung, deren Gegenstand es war, wohl bemerkte, erröthete leicht und sagte dann, um Henry in die Wirklichkeit wieder zurückzurufen: „Sie vergessen Ihr Buch!“

Henry bückte sich, um die Poesien Mallevilles aufzuheben und sagte dann, sich erkundend: „Nicht sehe zu Ihrer Verfüzung, mein Fräulein.“

Er schlug mit seiner Gehirtin den Weg nach links ein, der sie aus dem großen Walde herausführte bis zur großen Erde, wo der Weg von Courmery beginnt.

„Jetzt erkenne ich die Gegend,“ sagte Fräulein von Rantilly, „hier ist der Part von Montbazou, dieser Weg durchschneidet ihn, und auf der anderen Seite werde ich nicht weit von Rantilly entfernt sein.“

Henry begriff, daß das junge Mädchen ihn indirect verabschiedete und sagte mit leisem Bedauern: „Wenn Sie meiner Dienste nicht mehr bedürfen, so habe ich die Ehre, Ihnen meine Subjunctio darzubringen.“

Fräulein von Rantilly schien einen Augenblick unentschlossen, dann sagte sie: „Ich würde Sie bitten, mich bis zum Schlosse zu begleiten, damit mein Vater Ihnen seinen Dank abhalten kann; doch,“ fuhr sie mit einiger Verwirrung fort, „müß ich Ihnen gestehen, daß ich fürchte ausgesetzt zu werden, weil ich mich im Walde verirrt habe, auch fürchte ich, wird Herr von Rantilly die Gelegenheit benutzen, um mir diese Spaziergänge zu unterlagen, die doch meine ganze Freude sind.“

„Ihr Herr Vater ist gewiß sehr streng?“

„Oh nein,“ sagte das junge Mädchen lebhaft, „aber er hat mich so lieb, daß er stets um mich besorgt ist. Ich bin doch aber sehr kleines Mädchen mehr,“ fügte sie lächelnd hinzu.

„Und Ihre Frau? ... er theilt diese Befürchtungen?“ fragte Henry.

„Ich habe den Schmerz gehabt, meine Mutter vor zwei Jahren zu verlieren.“

„Wie ich,“ rief der junge Mann ganz unwillkürlich; dann aber bemerkte er die Traurigkeit seiner Gesichtszüge und fuhr fort:

„Verzeihung, mein Fräulein, daß ich diese Erinnerungen in Ihnen gewedte, denn auch ich kenne den Schmerz, den Sie erlitten haben, und Sie sehen,“ fügte er mit leuchtenden Augen hinzu, „ich bedauere die, die ich verloren habe, noch immer.“

Fräulein von Rantilly trübnete sich die Augen mit einem geschätzten Spitzentafelstuch und sagte dann:

„Mein Vater darf nicht bemerken, daß ich geweint habe; er würde mich nach der Ursache meiner Thränen fragen, und sie ihm mittheilen, kiese meinen Schmerz erneuern... Wir werden uns hoffentlich wiedersehen,“ fügte sie, Henry die Hand reichend, hinzu, „doch wenn wir uns nicht mehr begegnen sollten, so empfangen Sie meinen Dank und seien Sie von meiner Sympathie überzeugt.“

Damit machte sie ihm eine amüthige Verbeugung und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Unbegreiflich stand Henry an dem Plage, den sie eben verlassen, und sah ihr helles Kleid auf dem grünen Rasen verschwinden; dann schlug er nachdenklich den Weg nach der Giraudiere wieder ein; doch er war erst wenige Schritte gegangen, als etwas weißes seine Aufmerksamkeit erregte. Es war das Taschentuch des Fräulein von Rantilly, das sie hatte fallen lassen. Henry stürzte sich auf das weiße Stück und steckte es in den Busen, nachdem er es wie eine Reliquie geküßt; dann nahm er wieder seinen Weg auf, ohne sich umzublicken und sam wohl und athemlos gerade zur Mittagzeit nach der Giraudiere.

„Ich sehe mit Vergnügen,“ sagte Cyrano zu ihm, „daß du über den Poesien Mallevilles die Zeit vergessen hast; das ist ein Fortschritt!“

(Fortsetzung folgt.)